


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

20.11.1927 (No. 47)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 47  20. Nov. 1927

## Karl Voimann / Reiters Morgengefang von Hauff

Kein einziges Gedicht Hauffs hat eine solch weite Verbreitung gefunden, wie sein Soldatenlied „Reiters Morgengefang“, das im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem der schönsten und beliebtesten Volkslieder geworden ist. Weniger bekannt dürfte die Geschichte des Liedes sein. Des Dichters Nefse Julius Kläiber hat uns darüber einige Aufklärung gegeben. „Es war“, so schreibt er, im Jahre 1824. Hauff wohnte bereits im Hause seiner Mutter in Lüdingen, da erwachte er eines Morgens in der Frühe an einem schwermütigen Gesang mit eigentümlich getragenen Akkorden; er öffnete das Fenster und lauschte, die Töne kommen aus dem unter seinem Fenster angebauten Raume, in welchem Landmädchen beim Waschen beschäftigt sind. Vom Texte selber ist nur wenig zu verstehen, aber die Melodie hat ihn wunderbar ergriffen und, wie über die Schranken seiner Kraft hinausgehoben, wie von einem leisen Hauch der Ahnung betroffen, dichtete er im Angesicht der Morgenröte, die den Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom Morgenrot, dem Boden des frühen Todes.“

Wie viel hat nun Hauff aus dem alten Volksliede verwendet, wann ist das alte Volkslied in der Literatur erschienen, in welcher Ausdehnung fand die Strophenform des Volksliedes in Hauffs Morgenrot Verwendung?

Die dem Liede eigentümliche Strophenform und somit auch die Singweise, die man annehmen darf, erscheint erst als gegen Ende des 12. Jahrhunderts in den Briefen des Mönchs Wernher von Tegernsee in dem mittelhochdeutschen kleinen Liebesliedchen: Du bist mein, ich bin dein. Dieser Text ist, wie es scheint, nach der Singweise eines alten Kirchenliedes gedichtet. Die nämliche Strophenform hat dann auch das sogenannte Marienlied von Metz mit der ersten Verszeile: Meersterne, Morgenrot!

Wie bekannt die geistliche Singweise gemein ist, zeigt sich auch in einem Liede des Minnesängers Gottfried v. Neuen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, das mit dem Verse beginnt: Die Nachtigall, die sang so wohl. Auch unter den Liedern des sagenhaften Tannhäuser findet sich Singweise und Strophenform wieder, sogar mit einem auffallenden Anklang an das Liedchen des Meister Mönchs.

Jahrhunderte lang scheint dann die Strophenform von der Oberfläche des deutschen Literaturstroms wieder verschwunden zu sein. Erst nach dem dreißigjährigen Kriege erscheint die alte Strophenform wieder in dem „geistlichen Marienlied“ des Michael Frank, das 1657 in Koburg gedruckt wurde. Das tragische Lied, das die Nichtigkeit des menschlichen Lebens behandelt, ist auch später in das württembergische evangelische Gesangbuch übergegangen und beginnt mit den Versen: Ach, wie nützlich, ach, wie klüchtig ist des Menschen Leben.

Nam ein halbes Jahrhundert später findet sich die Strophenform wieder bei dem schlesischen Dichter Sunold. Bei Sunolds Landsmann Johann Christian Günther findet sich die Strophenform nicht weniger als dreimal. Das erste Lied, das bereits im Jahre 1715 entstand, hat als Anfangstrophe:

wie gedacht,  
war geliebt, jetzt ausgelacht,  
gestern in die Schoß gerissen,  
heute von der Brust geschmissen,  
Morgen in die Brust gebracht.

Mit diesem Liede ist auch der Anklang an das Hauffische Reiterlied gegeben.

Zahlreich erscheinen dann in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Nachahmungen des Güntherschen Liebesliedes, welche Eifer sucht und Unbeständigkeit zum Grundgedanken haben. Aus einem anderen Liede Günthers entstehen dann am Ende des 18. und Ende des 19. Jahrhunderts die zahlreichen „Gute Nachtlieder“, sogar eines bei Theodor Körner. Dieses häufigste Auftreten der Strophenform ist auch der beste Beweis für die Beliebtheit der Singweise.

Das oben erwähnte Lied von Johann Christian Günther hat in seiner achten Strophe eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit dem Morgenrotliede von Hauff, sie lautet:

Und wie bald,  
Nicht die Schönheit die Gestalt!  
Nähmt du gleich von deiner Farbe,  
Daß sie ihresgleichen darbe,  
Ach, die Rosen werden alt.

Die Lied Günthers ging also wohl mit der alten Volksweise in den Volksmund über. Diese Tatsache wird auch bestätigt durch eine Mitteilung aus dem Jahre 1794, die besagt: „Noch lange nach Günthers Tod sang das Volk seine Lieder mit vieler Teilnahme.“

Interessant ist übrigens der Wortlaut des Hauffischen Reiterliedes, das sich in dem 1826 erschienenen Roman wiederfindet, es hat dort zuerst das Motiv des Reiterliedes. Hauff läßt es den Ritter Georg v. Sturmfeeder singen mit folgenden drei Strophen:

Kaum gedacht,  
War der Lust ein End gemacht;  
Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen,  
Morgen in das kühle Grab.

Doch was ist  
Aller Erden Freud und Lust!  
Prahlst du gleich mit deinen Wangen,  
Die wie Milch und Purpur prangen,  
Sieh, die Rosen welken all.

Darum still  
Geh ich mich, wie Gott es will.  
Und wird die Trompete blasen,  
Und muß ich mein Leben lassen,  
Stirbt ein braver Reitersmann.

In dieser Gestalt erscheint zum größten Teil das alte Volkslied wieder. Hauff fügt im Lichtenstein noch die charakteristische Bemerkung bei: „Es war eine jener ernsten, beinahe wehmütig tönenden Weisen, wie sie durch ihren inneren Wert erhalten und fortgetragen, bis auf unsere Tage herabkamen. Noch heute leben sie in dem Munde der Schwaben, und oft und gerne haben wir, ergriffen von ihrer einfachen Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen Akkorde, an den lieblichen Ufern des Neckars sie belauscht.“

So ist denn in Hauffs Geist das alte Lied von der Vergänglichkeit der Liebe und des Lebens durch Hinzufügung des Gedankens von Reiterlied, wie ihn der Dichter sich angesichts der Morgenröte ausmalte, zu „Reiters Morgengefang“ geworden, dem Hauff dann noch die erste Strophe vom Morgenrot hinzufügte und Hauff hat somit das durch die Länge der Zeit zerfallene Lied in seinen Trümmern gesammelt, ihm neuen Geist und neues Leben eingehaucht und es dann dem Volksgefang wieder gegeben; dieser hegt und pflegt es, da er auch im neuen Gewande seinen alten Lieblich wieder erkannt hat.

Ernst Wahle / Ein römerzeitliches Dorf in Grünwinkel

Auf einen Wunsch des Landesmuseums zu Karlsruhe hin unternahm der Berichterstatter im Juni dieses Jahres eine Ausgrabung römischer Baureste, welche gelegentlich der Erstellung der Neubauten in der Nähe von Grünwinkel zufällig angechnitten worden waren. Der Fundort liegt nahe dem rechten Ufer der Alb auf einer von dem Fluß umrahmten Halbinsel, welche heute die von Grünwinkel hierher verlegte Kapelle ziert. In der unmittelbaren Nähe der Fundstelle hat ehemals die Römerstraße Heidelberg-Graben-Nastatt-Strasbourg die Alb überschritten; leider sind die beiderseitigen Hochufer des Flusses in den letzten Jahrzehnten so mannigfachen Veränderungen unterworfen gewesen, daß die hier sicher einst vorhandenen Rampen nicht mehr festgestellt werden können. Da es auch sonst nicht sehr wahrscheinlich ist, daß die Römerstraße in der weiteren Umgebung des Fundplatzes heute noch erkennbare Spuren hinterlassen hat — sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach, der Durchlässigkeit des sandigen Untergrundes entsprechend, nur als ein Riesrücken ausgebaut gewesen sein —, so ist das Verhältnis der Siedelung zu Straße und Furt im einzelnen nicht mehr festzustellen. Aber es ist das keine wesentliche Lücke unserer Kenntnis; auch so können wir uns ein recht abgerundetes Bild von dieser Siedelung machen. Der Tätigkeit des Landesmuseums wird die Kenntnis des zu ihr gehörigen Friedhofes verdankt; ebenso hat sie uns Kunde von einigen Brennösen gegeben, welche ebenfalls in der Nachbarschaft der Fundstelle bei einer anderen Gelegenheit zutage kamen. Ueber diese Funde hat in größerem Zusammenhang Prof. Dr. Homburger vom Landesmuseum an dieser Stelle bereits vor kurzem berichtet (Pyramide vom 17. Juli 1927); die nachfolgenden Zeilen mögen die Siedelung zum Gegenstand einer besonderen Darstellung machen.

Als das Landesmuseum im Mai dieses Jahres an die Fundstelle gerufen wurde, waren die Grundmauern der Neubauten bereits fertiggestellt; die hierbei gehobenen Funde ragen über den Durchschnitt des sonst in römischen Siedlungsresten üblichen Fundstoffes hinaus, und so erschien eine genaue Untersuchung des Platzes auch trotz der ungünstigen äußeren Umstände lohnend. Freilich gelang es nicht, die zuerst gefundenen Bruchstücke eines Merkurbildes zu vervollständigen; überhaupt wollte es der Zufall, daß die planmäßige Grabung an Werksteinen nur einige Bruchstücke eines sehr bescheidenen Altars zutage förderte. Aber die Feststellung eines großen Kellergeschosses aus römischer Zeit lohnte doch den Aufwand an Zeit, Mitteln und Mühe, den die Grabung erforderte, als die Neubauten weit genug gediehen waren, um eine Untersuchung zwischen den Grundmauern zu gestatten.

Die Untersuchung, welche sich über sechs benachbarte Kellerräume zweier Neubauten erstreckte und bei den beschränkten Raumverhältnissen sowie meist schlechter Beleuchtung nur langsam vor sich ging, förderte einen römerzeitlichen Keller von rechteckigem Grundriß zutage, welcher ehemals 1,80 Meter tief in den gewachsenen Boden eingekasselt gewesen ist. Er war 9½ Meter lang und 4,6 Meter breit. Auf etwa drei Viertel seines Umfanges war die Ausmauerung noch erhalten, und zwar zumeist bis 65 Zentimeter Höhe. Es gelang nicht, da, wo sie fehlte, oder auch sonst, die Reste des ehemaligen Zuganges zu dem Keller, etwa in Gestalt einer Rampe, festzustellen. Die Mauer zeigte sich überall sauber gebaut; ihre Innenfront war sehr geschickt belebt. Die größeren Steine waren durchweg zur Ausgestaltung dieser Sichtseite verwendet, während sich dahinter vorwiegend kleineres Füllmaterial zeigte. An verschiedenen Stellen neigte ihre sonst senkrecht aufgehende Front nach innen, bekundend, daß nach dem Verlassen des Gebäudes der Keller längere Zeit offen gelegen und der Druck des Erdrreiches Gelegenheit gehabt hat, wirksam zu sein. Durchweg betrug die Dicke der Mauer 40—45 Zentimeter. Die genaue Beobachtung ihres Aufbaues gestattete die Feststellung, daß einmal ein Umbau vorgenommen wurde, der zugleich eine Vergrößerung des Baues auf die oben mitgeteilten Maße war. Der Keller ist ehemals bei 4,60 Meter Breite nur 6½ Meter lang gewesen; bei seiner Verlängerung um 3 Meter wurde die eine Schmalseitenwand bis auf einen dürftigen Rest entfernt, sowie die eine Längswand neu aufgemauert. Ob diesem Umbau eine Katastrophe vorausgegangen ist, etwa ein Brand oder eine Zerstörung des Oberbaues, hat sich nicht feststellen lassen. Die Mauern des älteren Baues sind vorwiegend aus gebrannten Ziegeln aufgeführt; bei denjenigen des jüngeren hat eine stärkere Verwendung von Sandsteinen stattgefunden. Eine Vorstellung von dem Aussehen der Mauerfront mögen die beiden folgenden schematischen Zeichnungen



geben, deren linke einen Aufbau ganz aus Ziegeln zeigt, während die rechte nur in ihrer mittleren Zone aus Ziegeln, im übrigen aus Sandsteingeschieben aufgebaut ist, welche die Alb in überreichem Maße bietet. In beiden Fällen ist die Neaelmäßigkeit der Anordnung beachtenswert; man beobachtete, wie rechts die mehr ründlich gestalteten Flügelschiebe anders verwendet sind als diejenigen, welche einen rechteckigen Querschnitt zeigen.

Überall war die Mauer als Trockenmauer errichtet; zwischen ihren Steinen zeigte sich lediglich ein fetter Lehm, nirgends aber eine Spur von Mörtel.

Im günstigsten Falle war diese Ausmauerung des Kellers 75 Zentimeter hoch erhalten; berücksichtigt man, daß die Sohle des Kellers, d. h. der nackte Erdboden 1,80 Zentimeter tief lag, so erscheint es kaum möglich, sich von der Gestaltung der höheren Teile des Bauwerkes eine Vorstellung zu machen. Und doch geht dies, wertet man nur eine Reihe von Beobachtungen aus, welche gelegentlich der Grabung vorgenommen werden konnten. Zunächst fällt da die Menge der Ziegel auf, welche das Innere des Kellers geliefert hat. Zusammen mit Sandsteingeschieben lagen sie überall, stellenweise in ganz dicker Schicht, und vorwiegend am Fuße der aufgehenden Mauer. In einigen Fällen war die Schichtung dieser Steine so, daß sie das Einstürzen höherer Teile der Mauer veranschaulichten. Genau derselbe fetter Lehm, welcher die Lücken zwischen den Steinen der Mauer füllte, lag in großer Menge in dem Kellerraum selbst. Er wird in ihn hinabgefallen sein, als ein Stein nach dem anderen langsam abbröckelte, und die Erhaltung wenigstens des unteren Teiles der Ausmauerung des Kellers verdanken wir dem Umstande, daß dieses herabgestürzte Material sich unmittelbar vor diese Mauer legte; so konnte sie wohl stellenweise nach innen gedrückt werden, nicht aber auseinanderfallen. So wird die Mauer einheitlich den Keller eingerahmt haben, etwa bis zu der Höhe des gewachsenen Bodens oder noch ein wenig darüber hinaus. Wie aber sah der Oberbau des Hauses aus? Zunächst: daß ein solcher sich über dem Keller erhob, steht außer Zweifel; Grubenwohnungen sind in der ganzen vor- und frühgeschichtlichen Zeit längst nicht so häufig, wie man nur zu leicht zu glauben geneigt ist. Ferner dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß ein aus Steinen mit Lehmverband aufgeführter Oberbau nicht denkbar ist; würde er doch bei unserem regenfeuchten Klima nicht haltbar sein. Andererseits ist die Vorstellung eines mit Mörtel ausgeführten Oberbaues abzulehnen; dann hätte sich doch in dem Keller wenigstens eine Spur des Mörtels finden müssen; gerade nach ihm aber haben wir vergeblich gesucht. So bleibt nur die Annahme, der Oberbau sei aus veräuglichem Stoff aufgeführt gewesen, und sie wird wohl das Richtige treffen. Stellen wir uns eine Konstruktion aus Balken vor, ein Fachwerk kräftiger Art, welches ein mit schweren Ziegeln gedecktes Dach tragen kann. Wie weit der Zwischenraum zwischen dem aufgehenden Holz nur mit Lehm gefüllt war, bleibt dahingestellt; ebenso wie es denkbar ist, daß kleinere Hölzer größeren Flächen Lehm die erforderliche Festigkeit gaben, kann man sich auch vorstellen, daß Steine mit Lehmverband die Zwischenräume zwischen den alles stützenden Balken ausfüllten. Das Dach werden wir uns mit Ziegeln gedeckt vorstellen müssen; der Annahme, daß es mit Stroh eingedeckt war, steht die Tatsache im Wege, daß der Kellerraum zahlreiche Bruchstücke von Firsziegeln geliefert hat, und daß sich solche nirgends in der Kellermauer verbaut gezeigt haben. Sodann ist zu beachten, daß der Keller neben diesen Firsziegeln fast nur Dachziegel geliefert hat. Es muß auffallen, daß die Menge der Mauerziegel noch nicht ein Prozent aller gefundenen Ziegel ausmacht; das genaue Studium der aufgehenden Mauern zeigte bis auf ganz wenige Ausnahmefälle nur Dachziegel verwendet, und zwar waren diese meistens als Bruchstücke zu den oben gekennzeichneten Musterungen der Front zusammengesetzt. Ein Versuch, die Menge der im Kellerraum lose liegenden Ziegelreste und der anderen Steine zur Grundlage einer Berechnung zu nehmen, um zu ermitteln, wie hoch die Kellermauer in der oben gekennzeichneten Art aufgeführt gewesen ist und was an Material etwa darüber hinaus noch vorhanden, wie weit also das Fachwerk des Oberbaues etwa mit Steinen gefüllt gewesen ist, dieser Versuch — ist ein Versuch geblieben; die Zahl der Unbekannten in dieser Rechnung erwies sich sehr bald als zu groß. Immerhin haben wir ein gewisses Bild, oder besser gesagt, einen Rahmen mit mehreren Möglichkeiten, die wohl Verschiedenheiten, aber doch nur solche unwesentlicher Art, zeigen. Es war ein Bauwerk von ländlicher Bauweise, das sich über dem rechteckigen Keller erhob.

Es ist noch zu erwähnen, daß bei der Abtragung der erhaltenen Mauer, und zwar in der untersten Schicht der Steine, auch ein Bruchstück eines Werkstückes zutage kam: ein Teil eines einfachen Altars. Dieser ist einst in 5 Stücke zerfallen worden. Eines von ihnen wurde bei der Grabung der Fundamentgruben entdeckt und so bleibt die Art seiner Lagerung im Boden unbekannt; zwei weitere lagen nahe dem Fuße der Mauer auf der Sohle des Kellers, ebenso also wie jene große bildschmückte Platte, welche Prof. Homburger in seinem oben genannten Aufsatz behandelt. Die naheliegende Annahme, diese Werkstücke seien nach der Aufgabe des Gebäudes, und zwar solange die Kellerrube noch nicht eingefüllt war, in sie hineingestürzt worden, trifft also wenigstens für den Altar nicht zu. Dieser, der die einfache Aufschrift ARAM DIANAЕ trägt, hat nach seiner Zerstückelung zum Bau des Kellers mit gedient, und es sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß das noch eingemauert von uns vorgefundene Bruchstück in demjenigen Teile der Mauer angetroffen wurde, welcher die ältere Bauperiode veranschaulicht. Der Zeit der Errichtung des Gebäudes geht also ein gewisser Teil der für die römische Herrschaft rechts des Rheines in Betracht kommenden Zeit voraus; vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts dürfte der Bau kaum errichtet worden sein.

Die Ausbeute des Kellers an Kleinfunden war sehr gering; außer einigen Scherben, die ihrerseits auch nichts besonderes bieten, ist nur ein kleines Stück Eisen zu nennen. Mit dieser Dürftigkeit der materiellen Ausbeute steht das Fehlen einer durchgängigen Brandschicht in Einklang. Wohl ist in dem einen Winkel des Kellers in beschränktem Umfang Feuer gebrannt worden, aber nach Brandschutt, welcher auf eine Zerstörung des Baues durch Feuer hinweisen würde, sucht man vergeblich; ebenso wie sich auch nicht die geringste Spur gebrannten Lehm (Stüttenbewurf, Baradenlehm) zeigte. Der Bau ist eben verlassen worden, so daß er, wie schon andere Beobachtungen lehrten, langsam in sich zusammenstürzen konnte, und seine Bewohner haben ihre ganze Habe mitgenommen. Wäre er niedergebrannt, so hätte sich nicht nur eine große Menge Brandschutt zeigen müssen; von allen den Substantien, die nicht mehr zu retten waren, hätten sich wesentliche Reste finden müssen.

Ergänzt wird dieses Bild der ländlichen Siedelung durch Beobachtungen des Landesmuseums gelegentlich der Erstellung anderer Neubauten. Da zeigten sich einfache, ohne Ausmauerung in die Erde gelassene Kellergruben, welche sich nur durch die Art ihres Inhaltes von den Kellergruben der jüngeren Steinzeit unterscheiden. Die in ihnen gefundenen Reste des Kulturgutes sind von ganz derselben Art wie diejenigen, welche der große Keller geliefert hat. Auch über ihnen hat sich ein kräftiges Holzgerüst als Träger des Oberbaues erhoben. Nur durch die Technik der Mauerung und die Verwendung von Steinen unterschied sich unser oben geschilderter Bau von ihnen.

Die Kleinfunde weisen sie in die römische Zeit unseres Landes. Und wie wenig „römisch“ sehen doch diese Bauten aus! Wie dürftig erscheinen sie gerade neben den Bildwerken, die gleichzeitig mit ihnen sein müssen, die teils bei ihrem Bau verwendet, teils vor ihrer Einebnung durch die Natur von Menschenhand auf ihrer Sohle niedergestürzt worden sind! Römisch und römischzeitlich ist eben zweierlei! Mehr noch als links des Rheines ist gerade bei uns das „Römische“ nur ein Firnis, welcher sich über das Alte heimische legt. Die von den Römern hierzulande vorgefundene keltisch-germanische Mischbevölkerung bleibt wohnen; sie nimmt viele Anregungen an, welche die neuen Herren des Landes mitbringen, viele aber auch nicht. Auf zahlreichen Gebieten des Handwerkes beobachtet man ein Weiterleben der einheimischen Art; auch das Kapitel des Siedelungswesens zeigt uns, wie römische Technik und Bauart nur teilweise Einzug halten. Wenn wir an die bürgerlichen Bauten der römischen Zeit unseres Landes denken, so haben wir nur zu leicht ausschließlich das Bild der Gutshöfe (der sogenannten „Willen“) vor uns, welche in italienischer Art sauber in behauenen Steinen und mit Mörtelverband aufgeführt gewesen sind, so daß die Grundmauern heute noch den Landeuten zu schaffen machen. Aber daneben hat es noch andere ländliche Siedelungen gegeben. Auf jenen Gutshöfen saßen ausgediente Soldaten und andere Leute, denen der Staat das Land

angewiesen hatte. Abseits von ihnen aber müssen wir die Behausungen der alten Bevölkerung des Landes suchen. Ihre Kultur ist zu Beginn der Römerherrschaft noch ganz diejenige der vorangegangenen Latènezeit; nur langsam lernen sie von den neuen Herren des Landes. Unser Keller in Grünwinkel ist, wenn man so will, noch derjenige der vorrömischen Zeit, jedoch durch die Verwendung von Steinen bereits etwas „romanisiert“. Eine andere Art der Romanisierung, eine etwas stärkere, hat sich in dem römischzeitlichen Dorfe auf dem Boden Heidelberg gezeigt. Hier kamen neben den einfach in den Boden eingetieften Gruben kleine Keller zutage, welche sauber mit zugehauenen Handquadern und in festem Mörtelverband aufgeführt worden waren.

Auch in anderer Hinsicht erinnert das Heidelberger Dorf an dasjenige in Grünwinkel. Beide liegen sie an dem Uebergang einer Straße über einen Fluß. Beide sind sie auch erst in römischer Zeit entstanden; offenbar hat erst die Straße die Veranlassung zu ihrer Gründung gegeben, denn in dem einen wie dem anderen Falle fehlen Siedelungs Spuren aus der vorangegangenen Latènezeit in ihrem Bereiche. Haben wir es aber hier mit Leuten zu tun, welche sich am Rande einer belebten Straße niederließen, dann darf man annehmen, daß sie einen besonderen Grund dazu hatten. Bauern werden die Bewohner beider Dörfer nicht gewesen sein, wenigstens nicht ausschließlich. Wir werden es mit Gewerbetreibenden und Handwerkern zu tun haben. Man achte auch darauf, daß beide Siedelungen an der Stelle des Ueberganges einer Straße über einen Fluß liegen. Da war Gelegenheit, sich durch Vorspann und auf andere Art Geld zu verdienen. Ein römischer Inschriftstein aus Eßlingen nennt uns eine Innung von Schiffern oder Flößern. Wie leicht ist es da, sich anzumalen, wie ein reger Verkehr in Wechselwirkung Fluß und Straße belebt und wie an der Stelle der Kreuzung beider eine Siedelung emporblüht. Es wurde oben auf die Menge des fetten Lehm hingewiesen, welche bei der Mauerung des Kellers verwendet worden ist, ebenso auf die nahe der Siedelung gefundenen Brennöfen. In der ganzen Umgebung des Fundplatzes findet sich aber nur Sand, und so darf man wohl annehmen, daß der Lehm auf dem Wasserwege dorthin gebracht worden ist, sei es nun von den Ufshügeln Eßlingens her oder aus einer in dem Schilf der Rheinniederung angelegten Grube. Vielleicht gelingt es einmal, aus der Fülle des noch im Erdboden schlummernden archäologischen Stoffes einen ganzen Kreis von Handelsgut herauszufinden, welcher damals in jener Siedelung aus einer Hand in die andere gelangt ist, und so festzustellen, wie die von Natur verschieden ausgestatteten Teile des Landes schon in römischer Zeit einander ergänzten.

Römischzeitlich und doch nicht „römisch“ im eigentlichen Sinne des Wortes sind die Ueberreste aus Grünwinkel. Sie erscheinen auf den ersten Blick sehr nüchtern, und erwecken doch zu vielseitigem Leben, wenn sie nur unter geschichtlichen Gesichtspunkten gewürdigt werden!

## Wilhelm Schäfer / Lühows wilde verwegene Jagd

In Mexisbad an der Elbe saßen einmal am Abend die Gäste und trieben, was in den Bädern der Brauch ist, wenn draußen der Regen die Wege weich gemacht hat und die Büsche noch triefen. Die ein Kartenspiel liebten, hockten bei Tabak und Bier seitab in der Schenke; die aber geselliger waren, hatten sich im Musikraum versammelt. Und weil Badegäste sogleich sanglustig werden, wenn nur einer die Tasten zu schlagen versteht, kam es auch hier, daß sie ihre Stimmen versuchten. Ein Fräulein aus Jüterbog, das einen scharfen Sopran hatte, wußte die neusten Schläger und schreckte nicht vor Koloraturen zurück, indessen ein Kaufmann aus Leipzig nachhalth mit gutgemeinten Afforden. Dazwischen sangen die Herren und Damen im Chor; und als sie bald den Jungfernkranz wanden, der seit dem Freischütz in Berlin das beliebteste Trällerlied war, wurde der Abend in Mexisbad so fröhlich wie immer, wenn die Musik, ihre schwereren Dinge vergessend, der Leichten Geselligkeit dient.

Nun saß aber seitab der lärmenden Sänger ein Paar, das erst zum Abend gekommen und der Gesellschaft noch unbekannt war. Es schien an solcher Musik nicht eben Gefallen zu haben; denn der Herr, sauber im Frack, runzelte manchmal die Stirn, und als die andern immer von neuem den Jungfernkranz vornahmen, sah er die schöne Frau neben sich vielsagend an und rang fast die Hände, während sie mit gequälter Schelmerei dazu lachte.

Als jedoch der Kranz ausgewunden, überdies das Repertoire des aschblonden Fräuleins aus Jüterbog ziemlich erschöpft war, so daß eine Pause eintrat und die Stühle schon rutschten, als ob ein Tanz drohte, stand ein Herr auf, der bislang mit übereinander geschlagenen Beinen unter dem Licht des Fensters gesessen und gelesen hatte. In einer merkwürdigen Gestalt trat er einen Schritt vor, sich kurz zu verbeugen. Er trug den linken Arm in der Binde; und die meisten wußten, daß er ein Beamter an der Regierung in Magdeburg war, namens Ferdinand Jenkers, der den Krieg gegen Napoleon im Lühowschen Freikorps mitgemacht hatte.

Seute vor neun Jahren, sagte er knapp, sei bei Gadebusch in Schwerm der Dichter Theodor Körner gefallen. Er habe sein Vändchen „Leyer und Schwert“ in der Hand; darin stände ein Lied von Lühows wilder verwegener Jagd, das nicht so vergessen sein sollte. Er wolle es singen!

Und ehe die andern trotz ihrer Verdubung ent schlagen konnten, hatte er schon begonnen. Da waren sie alle erstaunt, was für eine markige Stimme dieser schweigsame Gast hatte und wie klug er sie, ohne Sänger zu sein, in der Höhe und Tiefe gebrauchte. Mehr noch als dies wirkten die Worte des Liedes in der männlichen Kraft, die er ihnen gab, so daß die Luft, die eben noch vom Gemisch all der Arien und Liebhabertlieder erfüllt gewesen war, auf einmal reingefegt wurde.

Kaum war die erste Strophe verklungen, und der Sänger hob schon sein Buch, nach der zweiten zu blicken, ehe er wieder begann, als der Herr im Frack ihm lebhaft abwinkte. Bitte noch einmal von vorn! sagte er heftig; Ich werde begleiten! Und war die Gesellschaft der markigen Stimme erstaunt gewesen, so war sie es mehr dieser Begleitung. Hörner und Trommeln lönten da aus den Säiten, als ob es nicht nur das Lied von Lühows wild verwegener Jagd, sondern die schwarze Schar selber wäre, die da heranbrauste.

So kam in all diese Herzen, denen das große Erlebnis in der täglichen Abhaltung ihrer Geschäfte und Vergnügungen schon eine halbe Verlegenheit war, noch einmal ein Haß der Tage zurück, da die Jugend ihr Leben hinwarf für die Befreiung, da auf den Bergen die Feuer brannten und in den Herzen der Haß gegen die welschen Bedrücker, da Volk und Vaterland Pflicht und Glück für den einzelnen waren. Und wenn die wenigsten auch die Worte des Liedes wußten, den Chor kannten alle und stimmten erst zaghaft, dann immer begeisterter ein.

Sie hatten auf diese Weise fast das Lied zu Ende gesungen, als den meisten unbemerkt die Tür aufgemacht wurde und ein alter Herr leise hereintrat, der auch ein neuangekommener Gast sein mußte und durch das Lied angelockt schien. Er blieb zuerst an der Tür stehen und wollte tapfer den Chor mitsingen; bald aber sah er ihn bemerkt hatten, daß ihm die Tränen zu schaffen machten. Bei der letzten Strophe gab er seine vergebliche Haltung auf, so daß sie den weißhaarigen Herrn alle, als das Lied aus war, mit aufgestütztem Kopf an einem Tisch sitzen sahen, vor sich hinweinand vor Nührung.

Nun hatten sie zwar das Lied zum Gedächtnis des gefallenen Dichters gesungen, und die Wehmut dessen, „der rüchelnd vom

Sonnenlicht schied", war mit ihren Schatten in allen Herzen geblieben. Aber der weinende Mann lenkte die Gefühle auf die Väter und Mütter der Gefallenen zurück; so konnte der Kaufmann aus Leipzig, dem diese Wendung des Abends mit jeder Minute mehr mißfallen hatte, seinem Verdruß Luft machen: Weil der Herr Theodor Körner sein Landsmann gewesen wäre, sagte er in die Schweigsamkeit der andern hinein, und wußte seinen Worten einen würdigen Klang zu geben, trotzdem er sächselte: wolle er der Letzte sein, ihm Ehre zu nehmen. Aber er selber sei in Leipzig dabei gewesen, wie sie die Toten begruben: Mehr als dreißigtausend Tote, meine Damen und Herren! zürnte er und hob seinen Zeigefinger warnend dazu: Manche Straßen lagen so voll Leichen und Blut, daß man nicht durchkam. Von den Verstümmelten gar nicht zu sprechen. Die Jagd sah in der Nähe anders aus, als in der Ferne, wenn wir begeistert das Lied dazu singen. Wir sollten lieber mit diesem würdigen Herrn dastehen und weinen! Oder wir sollten das ganz abscheuliche Lied, das ihn so geschmerzt hat, sobald wie möglich vergessen!

Als der Kaufmann aus Leipzig zu Ende war mit seiner zornigen Rede, ließ er die Augen rollen und strich seinen schwarzen Schnurrbart zurecht. Aber es sah keiner auf ihn, weil der weinende Herr aufgestanden war und abwehrend winkte. Doch ehe er noch ein Wort sagen konnte, fuhr ihm schon eine ältere Dame aus Potsdam dazwischen, die zu schlohweißen Haaren ein rotgefundenes Gesicht hatte und blißblaue Augen: Sie wollte nie wieder Krieg; und was der Leipziger Kaufmann aus seinem Verdruß gesagt hatte, auch um der Dame aus Jüterbog willen, die ihn mit zehrenden Blicken ansah, dem wußte sie Schwung und Feuer zu geben. So daß die selben Menschen, die eben noch begeistert den Chor zu der verwegenen Jagd Lühows gesungen hatten, nun eine nicht unedle Rede vernahmen, wie sich der einzelne von seiner zufälligen Volkheit befreien und aus der Dummheit seiner Sünde zur Menschenbrüderlichkeit hinaufarbeiten müßte.

Die Dame aus Potsdam war eine geschickte und herliche Frau; sie wußte das, was sie wollte, in klare und kluge Worte zu fassen; und als sie zuletzt auf den Schmerz des Vaters hinwies, blinkten ihr selber die Tränen. Der alte Herr hatte längst die Hand und den Kopf dazu sinken lassen; nun hob er sich in die Brust und wollte endlich sein Wort sagen. Aber da kam ihm der Säuer dazwischen.

Der hatte schon lange starrnuzelnd gestanden; jetzt rückte er seine Binde zurecht und sagte dunkel in die Stille hinein, darin die besten Worte der Damen verklangen: Ich habe neun Jahre nachher und neunzehn Jahre vorher den Frieden erlebt. Wäre nicht dieses einzige Jahr des Krieges gewesen — denn beim zweiten hatte ich schon einen gesunden Arm zu wenig — mich hätte der Stiel getroffen! Oder heißt das ein Mann, dem nicht der Tod sein Lebensgefährt ist?

Er hatte schari und bitter gesprochen, und wie sein Lied war auch sein Wort aus einer andern Luft heraufgefahren, als sie in Alexissbad wehte. Aber noch wollte die Dame aus Potsdam nicht schweigen: Seht diesen Greis und fühlt seine Tränen! sagte sie schlicht und zeigte auf ihn, dem längst keine Tränen mehr liefen, und nun kopfschüttelnd vortrat, das Seine zu sagen.

Aber auch diesmal gelang ihm das Wort nicht, weil nun noch der Herr im Frack ihm zuvorkam: Wäre nicht Schmerz, wo bliebe die Freude? begann er und sah seiner schönen Frau in die stauenden Augen. Wir hängen alle im Tag und sehen die Dinge aus unserm Wohlleben an. Was aber aroh ist, lebt nicht vom täsklichen Brot. Hört doch das Lied, wie es die Mädchen und Burischen im Dorf abends singen! Die feiern nicht ihren Jungfernkranz ab. Liebe und Leid, das weiß ihr Lied wohl, halten das Dasein zusammen; und der Tod ist der Schatten des Lebens, ohne den es sein Licht gleichwohl verliert!

Da war es dem Kaufmann aus Leipzig genug: Wir sind hier kein Volk, mein geachteter Herr! schraubte er los. Und wenn wir das Lied vom Jungfernkranz singen, so tun wir das, weil Musik darin ist. In dem Lied von der Menschenjaod aber ist keine, das sind Trommeln und Hörner, als hätten Soldaten sich abends bei Tabak und Bier die Melodie selber gesungen!

Als der Kaufmann aus Leipzig so seinem Unmut Luft gemacht hatte, wußte er nicht, was der Herr im Frack sich herausnahm, daß er aufs fröhlichste lachte, und seine schöne Frau lachte mit. Er lächelte sich offen verhöhnt durch diesen hochmüthigen Gast; und weil ihm, übel gereizt seit dem Lied, das schlimmste geschah, daß einer ihn, den Kaufmann Lebrecht aus Leipzig nicht ernst nahm: so schrieb er den fröhlichen Lacher an, und war blaurot vor Zorn.

So fand der musikalische Abend in Alexissbad ein peinliches Ende, und nur, weil der Herr im Frack sich beherrschte — er habe gewiß nicht über etwas gelacht, das einem der Anwesenden nahe treten könnte, sondern über ein Kuriosum, das ihn allein angoe — blieb ein häßlicher Streit abgewehrt. Aber weder die Stimmung des Jungfernkranzes noch die der wilden verwegenen Jagd wollte zurückkommen; und wiederum, wie das immer so geht, war mit der Stimmung bald auch die Gesellschaft verflohen.

Als sie zuletzt noch zu Bünten unschlüssig dastanden, der alte Herr und der Sänger, das fremde Paar und die Dame aus Pots-

dam, wollte der Sänger wieder Boden gewinnen: Da haben Sie nun, wandte sich sein Sarkasmus gegen die kampflustige Dame, ein Bild der Brüderlichkeit unter den Menschen. Der Mensch ist kleines Getier; aus Liebe und Haß kann er nichts machen als Zänkelei, wenn er sich selber nicht los wird!

So müßte immerzu Krieg sein? fragte die Dame aus Potsdam, und weil ihr der weinende Greis die einzige Hilfstruppe schien, wies sie noch einmal auf seine getrockneten Tränen, als wollte sie sagen: Hier steht einer, der für mich zeugt!

Da hatte der alte Herr endlich das Wort, das er solange vergeblich gesucht hatte, aber er schien seiner nicht eben so mächtig, wie die Dame aus Potsdam. Mit einem verzweifelten Blick hob er die Hände gegen den Sänger, kaum anders, als wollte er ihn an die Brust nehmen. Auch sein Gesicht, das die Spuren der Rührung noch zeigte, schien lächeln zu wollen, und brachte auch das nicht heraus. Es tut mir leid, sagte er endlich und fand noch die Zeit, sich nach rechts und links zu verbeugen, daß mir so der Apfel de Paris in die Hand gedrückt worden ist!

Nun aber war es dem Sänger genug: Wir handeln hier nicht mit Aepfeln! sagte er grob. Und weil er sich so leicht schämte, aus seiner sarkastischen Haltung gefallen zu sein, brauste er auf und war dem Kaufmann aus Leipzig nicht eben ungleich, als er die Dame sowohl wie den alten Herrn anfuhr mit seiner einzigen Faust: In diesem Arm habe ich Theodor Körner gehalten, als er bei Gadebusch starb an seiner Kugel. Was sollen mir da diese Reden von Frieden und Krieg? Mit er gestorben für das, was jetzt ist? Oder für das, was wir waren? Hätte ihm einer gesagt, daß alte Herren bei seinem Lied weinen würden — das er für uns machte — oder Damen erhoht wären, weil sie lieber den Jungfernkranz winden: er hätte sich wieder lebendig gelacht von seiner Kugel! Es hat mir das Herz abgerissen, als er blaß wurde; aber da habe ich eine Glücksstunde seitdem gehabt, die nicht vor jener kniefallen müßte! Da war ich ein Mensch! Da hab ich gespürt, daß ein Herz anders ansieht, wenn der Tod hinter ihm steht, als wenn wir dem Leben hier seine Suppen rühren!

Die Binde war ihm gerutscht, daß seine Linke schlaff und leblos herabhäng, indessen er mit der Rechten an die leuchtende Brust griff, als wollte er seine Kleider abreißen.

So hören Sie doch! klagte der alte Herr; aber der Zornige wollte nicht hören. Ich habe Worte genug, daran zu ersticken! zürnte er noch und warf sich mit langen Schritten hinaus, wo der Abend blutrot zu leuchten begann.

Da haben Sie, sagte die Dame aus Potsdam und wies hinter ihm her mit ihrer ründlichen Hand: Da haben Sie Mars an der Arbeit gesehen!, neigte sich spöttisch und ging, ihres Sieges gewiß, mit Mädchenschritten hinaus.

So standen sie nur noch zu dreien im Saal, der alte Herr und das Paar; aber die Luft war noch so durcheinander gefegt, daß keiner zu atmen mehr froh war. Sie reiten alle auf Pferden! klagte der alte Herr und sank auf den Stuhl, stand aber so gleich wieder auf, und saß schien es so, als ob der Zorn nun auch über ihn käme: Das kann ja nicht sein! rief er mit ringenden Händen und wollte zur Thür, um dennoch zu bleiben und endlich wieder an seinem anfänglichen Platz mit aufgestützten Armen zu sitzen.

Wir wollen gehen, winkten die Augen des Herrn im Frack seiner schönen Frau; und sie schritten leise zum Ausgang. Da hob sich der andere auf und hatte die Haltung wieder gefunden: Ach, möchten Sie nicht noch einen Augenblick bleiben, sagte er höflich und sah das Paar mit einem Blick an, darin ein kleiner Galgenhumor gegen sein Un- und Mißgeschick kämpfte: Da keiner mich anhören wollte, so hören doch Sie, daß ich nur danken will für meine Freude! Weil ich der Vater des Dichters bin, dürfte ich doch wohl ein wenig wehmüthig werden.

Der Staatsrat Körner? fragte der Herr im Frack und griff nach der Hand seiner schönen Frau, der Staatsrat Körner sind Sie? Und dann war es an ihm, nach Worten zu wirren: Ich nämlich, begann er und fand nichts mehr als eine tiefe Verbeugung, bis er sich wieder an seine Frau wandte und mehr ihr ins Ohr als dem Staatsrat in sein Gesicht sagte, daß er der Musiker wäre, der sowohl das Trällerlied vom Jungfernkranz wie das Lühowslied komponiert habe.

Carl Maria von Weber? staunte der Staatsrat zurück; und dann war endlich die Luft in dem Saal still, bis zwei Männer, der alte zuerst und dann der junge, so herzlich zu lachen begannen, als müßten sie alles zerlachen, was sich als Spuk des Lebens hier breit gemacht hatte. Und merkten es aarnicht, daß sie dabei ihre Hände gefaßt hielten, als wären sie beide allein aus dem Spuk übrig geblieben.

Bis die Thür leise ging, und Carl Maria von Weber da seine Frau fortgehen sah. Bohin, Karoline? fragte er mehr mit den Augen als mit der Stimme. Aber sie lächelte ihn an mit dem schimmernden Weiß ihrer Zähne und traf seinen Blick mit einer Schelmerei ihrer Augen, die noch lächelnder war: Ich gehe auf Lühows milde verwegene Jagd, den Sänger zu holen, der verächtlich fortging! sagte sie leise und knixte dem alten Herrn zu, ehe sie rasch die Thür hinter sich zumachte.